

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 118

Posen, den 25. Mai 1929

3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krad.

(15. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Aber Sibylle bestand darauf. Warum nicht? Sie brauchten sich nicht zu schämen, sich nicht besser zu machen, als sie waren — nein. Sie wollte ihm keinen Sand in die Augen streuen, er sollte wissen, woran er war, sollte sich keine falschen Vorstellungen machen.

Die Schauspielerin schwieg, fügte sich in alles — wie in einem höheren Gebot —, Bille mußte es ja wissen!

Und fröhlich ging sie an die Arbeit — so fröhlich, wie lange nicht —, sang und summite vor sich hin, während sie scheuerte, putzte, wuschte, damit alles sauber und blank war, wenn der Bräutigam ihrer Tochter kam, der Retter, der Erlöser!

Und drinnen saß Sibylle und schrieb. Und als sie fertig war, legte sie die Feder beiseite, stützte den Kopf in die Hand, grübelte vor sich hin und wußte nicht: war es ihr Glück oder ihr Unglück . . .

5.

Nach dem heißen, dürrten Sommer, ein feuchter, naßkalter Herbst. Regen ohne Ende. Tage und Wochen lang. Ein ewig trüber, grauer, bleifarbener Himmel. Selten, daß die Sonne sich blicken ließ. Und kämpfte sie sich einmal durch die dicke Düst, gleich stieg es auf im Westen, kam näher und näher, ein dunkles, drohendes Wolkenheer, und verschlang sie wieder.

Ein unwirtliches, trostloses Wetter. Und die Menschenkinder, die eben nach ein bißchen Kühle und Frische, nach Wind und Regen gelehrt hatten, sehnten sich wieder nach Licht, Sonne und Wärme.

Vorüber die Reisezeit. Alles kehrte heim, von nah und fern, aus Süden und Norden, aus den Bergen, von der See. Nahm den gewohnten Platz wieder ein. Und das Leben ging seinen Gang, seinen alten Gang . . .

Auch Erika kam zurück, wohnte wieder in der Stadt. Monatelang war sie draußen gewesen in Schlachtensee, den ganzen Sommer über, war nur hin und wieder daheim gewesen, flüchtig ein paar Stunden, um einmal einzugucken, nach dem Rechten zu sehen. Aber nun war's genug! Was sollte sie länger draußen — bei dem schrecklichen, häßlichen Wetter, wo man nicht in der Hängematte, im Wald liegen und sich sonnen konnte, nicht am Wasser sitzen und lesen, wo keine rechte Freude an der Natur aufkommen wollte.

Und schließlich stand sie nicht allein, hatte sie ihre Pflichten, ein eigenes Heim, eine Wirtschaft, war Gattin und Hausfrau.

Steffen hatte sich nicht gestraubt, hatte eingewilligt, daß sie zu ihrer Mutter hinauszog, hatte sie sogar in ihren Wünschen bestärkt. Zu ihrem Besten. Weil er nur Gutes von ihrem Aufenthalt in frischer Luft erwartete. Es war ja nötig — nach seiner eigenen Ansicht — durchaus nötig für ihre Gesundheit!

Und doch —!

Obwohl er selbst zugestimmt, es selbst gewollt hatte — es perstimmte, ärgerte ihn beinahe, daß sie es tat, daß sie draußen blieb, nicht bei ihm aushielt. Als ob sie ganz zufrieden war, nichts vermisse und entbehrte . . .

Und dies Gefühl ließ ihn nicht los, verstärkte sich, je länger er allein war. Und so lange allein — die ganzen Tage —, Wochen und Monate. Da hatte er Zeit zu sinnem, zu grübeln.

Wie lange waren sie verheiratet? Ein rundes Jahr. Hatten das erste Jahr ihrer Ehe hinter sich. Erika war Frau geworden, seine Frau. War sie das? — Nein und doch nicht nein, raunte es in ihm, du besitzt sie und besitzest sie doch nicht. Sie gehört dir nicht ganz, nur zum Teil, nur zur Hälfte. Halb ist sie noch das, was sie war: ein Kind, die Tochter, die am Rock ihrer Mutter hängt, die da wurzelt, wo sie groß geworden ist, sich da am wohlsten fühlt, wo ihr alles vertraut ist. Sie ist keine andere, neue geworden durch dich, den Mann, nicht dein zweites Ich, nein, sie hat sich nicht gewandelt, ist dasselbe geblieben, was sie war! —

Es war wie Eifersucht, wie verletzter Eigenwille . . .

Und dann wieder: Aber das ist doch nur menschlich, nur natürlich! Wo ist es anders — wo in aller Welt! Kann's überhaupt anders sein? Nein — nein! — Du hast ja nicht die ersten Rechte, warst ja nicht von Anbeginn in ihrem Leben, sondern die andern: Vater, Mutter, Schwester, Bruder. Vater und Mutter, denen sie ihr Dasein dankt, alles, was sie ist und hat, die für sie gesorgt, sie behütet und großgezogen haben; Bruder und Schwester, die von klein auf um sie waren, ihre Spielkameraden und Gefährten, mit denen sie erzogen ist, mit denen sie die ältesten, festesten Bande verknüpfte. Willst du diese Bande lösen, zerreißen? Sie trennen von ihren Angehörigen, ihrer Familie? Soll sie nicht zu den Ihrigen halten? Sie lieben? Namentlich die Mutter? Du achtest sie ja auch, liebst sie auch, diese herzensgute, warmblütige Frau, wie sie dich achtet und liebt — ja, das hast du im Gefühl, weißt du. Warum soll die Tochter nicht zu ihr kommen, bei ihr sein, wo sie fast allein ist und so gern ihre Kinder um sich hat? Mußt du nicht froh sein über dies schöne Verhältnis? Dich nicht freuen über diese Einigkeit und Einkracht?

Ja — ja — ja. Das sagte er sich selbst, sagte es sich immer wieder.

Er wußte auch, daß ihm deshalb nichts verloren ging, daß Erika ihn liebte — auf ihre Weise. Hatte er nicht Beweise genug? — Von Anfang an? — Bis heute?

Den Tag über waren sie getrennt — sie draußen in ihrem Elternhaus, er in Berlin. Aber wenn er in der Frühe fortging, trat sie auf den Balkon hinaus, stand da, sah ihm nach, und winkte, bis er um die Ecke bog. Und kam er wieder des Abends, wartete sie schon, war im Garten, achtete auf jeden Zug, der einlief. Er wußte, daß sie ihm entgegensah — voll Ungebuld und Sehnsucht, daß sie froh war, wenn sie ihn wiederhatte.

Ja, das wußte er. Und wenn er da war?

Gab sie ihrem Herzen nach? Flog sie ihm entgegen? Sagte ihm liebe, zärtliche Worte?

Nein.

Immer dieser Abstand. Diese Zurückhaltung. Als ob ein Etwas in ihr war, ein dunkles, geheimnisvolles Etwas, eine fremde, feindliche Macht, die ihr die Hände band, die Sprache nahm, die sie nicht tun ließ, was sie tun wollte, sie nach ihrem Willen lenkte und leitete. Daß der Mund stumm blieb, die Arme herabsanken. Als stände sie unter einem Zwang. Als möchte sie sich hingeben und konnte doch nicht. Als ob alles versagte — im letzten Augenblick.

Und so war es immer — war es immer gewesen —, von Anbeginn an.

Dies Dulden. Dies schweigende Dulden. Sie widerstrebte ihm nicht, verweigerte sich ihm nicht, aber sie litt es nur, als ob sie es leiden müßte, still und stumm — wie ein Opfer — ja —, das rechte Wort —, beinahe wie ein Opfer. Sie ließ sich lieben, ohne seine Zärtlichkeit zu erwidern . . .

Was war das? — Ihre angeborene Scham? — Etwas Jungmädchenhaftes, das ihr geblieben war, das sie nicht abstreifen konnte — auch in der Ehe nicht? — Oder lag alles noch in halbem Traum? — Schließen ihre Sinne und Triebe noch? — Wurden sie erst langsam wach — ganz langsam und allmählich?

Ja, vielleicht — gewiß —, was sonst? So jung wie sie war — eben einundzwanzig Jahre! Man mußte Geduld haben, warten, der Zeit vertrauen.

Auch ihr körperliches Befinden mochte dazu beitragen — kein Leiden, keine Krankheit, der beizukommen war —, so oder so —, aber eine Verstimmung, ein Unbehagen, eine Unpäßlichkeit, die sich wieder einstellte, sobald sie in der Stadt war — schon nach einigen Wochen — und immer mehr zunahm.

Steffen versuchte alles mögliche, griff zu allen ordentlichen Mitteln. Vor allem Bewegung in frischer Luft. Körperliche Betätigung. Spiel und Sport. Dann geistige Ablenkung und Anregung. Gute Bücher. Kunst. Geselligkeit.

Aber nichts nützte, nichts half. Konnte ja auch nicht helfen. Eritas eigene Schuld. Denn wo sollte sie sich bewegen? In der Stadt spazieren gehen? Straßauf, straßab laufen? Nein, schrecklich, das konnte sie nicht, das war eine Qual, kein Vergnügen. — Sport treiben? Ja, sehr schön. Aber das ertrug sie nicht lange, fühlte es in allen Gliedern, hatte gleich Schmerzen in den Muskeln oder Gelenken. — Und Geselligkeit? Wo waren ihre Freundinnen und Bekannten? Verstrent in aller Welt. Und Steffens Kreis? — Der lichtete sich mehr und mehr. Jog sich immer mehr zurück — sie wußte nicht. Und ihre Geschwister? — Dietrich und Berta? — Stimmten auch nicht recht zu ihnen, wollten auch nicht recht zu ihnen passen.

Blieb nur ihr jüngster Bruder. Werner mit seiner Frau, die sich auch im neuen Westen eine Wohnung genommen hatten, nicht allzuweit von ihnen, daß man öfter hätte zusammenkommen können. Aber auch das geschah nicht allzu häufig. Denn beide waren am Theater, am selben Theater, er als Kapellmeister und sie als Sängerin, und hatten abends meist zu tun. Oder waren auswärts, in einer Vorstellung oder irgendwo eingeladen.

Also was tun? Steffen wußte sich keinen Rat, fragte umher, wandte sich an diesen und jenen, ging mit seiner Frau von einem Arzt zum andern, von einer „Größe“ zur andern. Und das Ergebnis? So viel Stimmen, so viel Meinungen! Nervöses Leiden — Bluthere — Rheuma — sogar Muskelschwund — was nicht alles — lieber Himmel all' die Krankheiten, die sie haben sollte! Immer etwas anderes, etwas Neues.

Am liebsten wäre er zu seinem Freund gegangen, zu dem kleinen Marnih, von dem er auch als Arzt so viel hielt. Aber er sagte nichts davon, wußte er doch, wie Eritas zu ihm stand. Warum auch? — Was soll' er noch fragen? — Kannte er nicht dessen Ansicht? — Hatte jener ihm nicht seine Meinung gesagt — offen und unumwunden? —

Steffen hielt nichts, gar nichts von all' den Weisheiten, die er gehört hatte, glaubte an kein ernsteres, tieferes Leiden, stand mehr auf Marnih's Seite, mochte er's selbst auch nicht gern eingestehen. Ja, daran lag es wohl, das war der Kernpunkt, die Hauptsache: was ihr fehlte, war Beschäftigung, eine geregelte Tätigkeit. Sie wußte nicht, was mit sich anfangen, ließ sich allzusehr gehen, vermochte sich nicht aufzuraffen, ihr Dasein auszufüllen.

Zu denken gab ihm nur eins: draußen, in frischer Luft, in freier Natur, sozusagen auf dem Lande, befand sie sich besser, ging es ihr ganz gut, und in der Stadt fühlte sie sich schlecht, elend, war verdrießlich, mißmutig. Das hatte er gesehen, mit eigenen Augen, selbst erfahren — daran war nicht zu zweifeln, zu rütteln.

Aber wie das ändern? — Sollten sie sich trennen? Eritas hinausziehen nach Schlachtensee? Und er täglich hinausfahren? — Wie sie es einen Sommer lang gemacht hatten? — Nein, nein, das war nichts, war eine halbe Ehe, ein halbes Leben.

Gab es nicht andere Mittel und Wege? Dieß sich kein anderer Ausweg finden? — Ja — vielleicht doch!

Der verstorbene Geheimrat hatte nicht nur in der Stadt und den Vororten seine Grundstücke, sondern auch draußen

an einem ziemlich weit draußen, an einem großen märkischen See einen ausgedehnten Besitz erworben, schon in früheren Jahren, der unbenutzt dalag — unbenutzt und halb vergessen. Was sollte man auch damit? Man konnte ja warten. Also ruhig liegen lassen, bis das Land Wert gewann. Vielleicht in Jahren, in Jahrzehnten. Zukunftssache.

Aber die Zeit kam eher, als man dachte — viel eher. Man fing an von jener Gegend zu sprechen, hörte davon, las davon. Neue Ansiedelungen sollten da entstehen, rings um den See herum, Herrensitze, Landhäuser, Eigenheime. Der Baumeister war schon draußen gewesen, hatte sich alles angesehen, und das Ehepaar Hahnbusch zeigte keine sonderliche Lust zu einem Ausflug in aller Frühe. So machten sich denn die vier an einem schönen Vorfommertag auf: Steffen, Bantow und Werner Wolde mit ihren jungen Frauen.

Eine umständliche Fahrt. Erst eine gute Stunde mit der Fernbahn und dann noch ein halbes Stündchen mit der Kleinbahn. Aber sie bedauerten es nicht, keiner von ihnen, es lohnte sich — reichlich.

Eine wundervolle märkische Natur. Ein paar Schritte von der Bahn, und der See lag unter ihnen, ein großer, langgestreckter See. Ruhig, still, in sonniger Bläue. Und darauf ein paar kleine weiße Dampfer, die sich kreuzten, helle spitze Segel, Ruderboote und Rähne wie Rüsschalen. Und rings sanft ansteigende Ufer, mit dunklen Kiefern und Laubwald bis zur Höhe hinauf. Und hier und dort im dunklen Grün wie versteckt, schimmernde Landhäuser mit roten Dächern, herrschaftliche Besitz mit weiten, lichten Parks, die bis zum Wasser hinunterliefen, bescheidene Eigenheime, kleine, braune Holzbauten. Dazwischen ein Gasthaus mit spitzen Türmen und wehenden Fahnen, mit Terrassen und Garten voll weißer Tische und Stühle.

Sie blieben auf der Höhe, gingen am Ufer entlang. Zuerst ein paar Straßenzüge, im Entstehen begriffen, zur Hälfte gepflastert, mit Stein- und Sandhaufen, ab und zu eine Villa, eine Wirtschaft. Und dann das alte Dorf, etwas abseits gelegen ins Land hinein, mit niedrigen, teils noch strohgedeckten Bauernhöfen, die sich kaum über dem Boden erhoben. Wie Erbhäuser. Und dann der Wald, tiefer, stiller Wald voll heimlicher Stimmen, schattig und kühl, durchzittert von hellleuchtenden Sonnenstrahlen.

Noch ein paar Schritte, und da dehnte sich ihr Eigentum, ihr Land, rings von maschigem Drahtgitter umzäunt. Ein großes Grundstück, das für zwanzig, dreißig Landhäuser Platz hatte. Ein kostbares Wald- und Wassergrundstück, in unwichtigem Zustand, wie es dalag seit Jahren, Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten, unberührt und unentwehrt, mit hohen Kiefern, dunklen Laubbäumen, Eichen, weißen Birken, mit dichtem Unterholz und wildwucherndem Buschwerk, daß kaum durchzukommen war.

„Ach, wie schön —! Hier bauen! Hier wohnen! Hier bleiben! Immer und ewig —!“



Eritas rief es — laut, bedauernd und sehnsüchtig zugleich, und schlug die Hände zusammen und blieb stehen mit glänzenden Augen. Sibylle nickte ihr zu, und die beiden Männer sahen sie an.

Ja, hier bauen und wohnen! Ein wundervoller Gedanke, aber ein frommer Wunsch, ein Traum, der nicht zu erfüllen war. Hatten sie doch ihre Arbeit, ihre Pflicht, die sie in die Stadt rief, in der Stadt festhielt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Sigismund.

Die alte Frau Lyders hob den Kopf ein wenig und lauschte. Ging nicht eben die Haustür? Ob Sigismund, der gute Junge, wohl kommen würde, um seiner alten Mutter zu gratulieren? Sie wußte zwar nicht genau, ob er zu Hause war, oder ob er wieder in der Provinz herumreiste — er war ja ewig und immer durch seine Engagements verpflichtet —, man wußte nie genau, wo er war. Sein Gedächtnis war schließlich auch nicht so hervorragend, mußte er doch auch so viele andere Sachen im Kopfe haben — die vielen Rollen — die vielen Gedichte — Geschichten und anderes mehr — man konnte auch nicht Uebermenschliches von ihm verlangen.

Es war schon geschehen, daß er Geburtstage und sonstige Festtage vollkommen vergessen hatte — aber hinterher war dann schließlich immer so ein lieber, lieber Brief gekommen. Ja — ja —

Jetzt hörte sie aber bestimmt, daß jemand die Treppe heraufkam. Ach — es war nur Adolph! Frau Lyders schüttelte den Kopf etwas enttäuscht. Adolph war zwar auch ein guter Junge. Gewiß, das konnte niemand bestreiten.

„Herzlichen Glückwunsch, Mütterchen, wie gehts?“ Adolph nahm seinen sorgfältig gebürsteten, blankgetragenen Mantel ab und legte ihn über einen Stuhlriemen. Dann umarmte er seine kleine Mutter und gab ihr einen Kuß auf die Stirn.

Adolph war sehr fleißig und bescheiden und noch nach billigem Tabak. Ja, gewiß war er gut und nett. Aber Mutter Lyders blid suchte ein Niesenbild, das an der Wand hing, und den Schauspieler Sigismund Lyders in Fraa und weißer Binde darstellte. Welch eine Gestalt! Wie der Anzug ihm saß! Aber er ging ja auch zu den besten Schneidern.

Adolph trug angestrichene Manschetten, die sorgfältig repariert waren. Sein graublauer Schlips saß recht mitgenommen aus. Die Unterfarbe schimmerte durch.

„Eine bescheidene Geburtstagsgabe für dich, Mütterchen, wir dachten, daß du diese wollene Unterziehhose gut gebrauchen könntest, die Qualität ist gut, wenn die Ausführung auch nicht gerade elegant ist — dafür ist sie aber um so solider — und hier eine Mandel frischer Eier — die schiden die Kinder dir — die Strickjade ist von Mary und mir. Wir kommen ja alle heute abend — ich wollte dich nur auf dem Wege zum Kontor als erster begrüßen.“

Die alte Frau Lyders küßte ihren Sohn und bedankte sich. Dabei dachte sie an Sigismund, von dem sie noch nichts gehört hatte. Aber das konnte ja noch kommen — der Tag hatte erst angefangen.

Die Familie war versammelt. Adolph, Mary und die Kinder und einige ältere Verwandte. Die Uhr war acht. Frau Lyders saß in ihrem Stuhl und bemühte sich krampfhaft, nicht nervös zu erscheinen. Adolphs Strickjade lag auf der Nähmaschine, und die Eier waren in die Küche gebracht. Draußen läutete es. Einen Augenblick später stand Mary, die Schwiegertochter, wieder im Zimmer und hielt einen mächtigen Korb in den Händen.

Die alte Frau Lyders war wie verwandelt. Sie redete sich in ihrem Stuhl. „Sigismund!“ sagte sie und streckte beide Hände nach dem Korb aus. Mit roten Wangen und strahlenden Augen fing sie an, auszupacken: Eine Flasche Champagner, Weintrauben, Pfirsiche, Parfümflaschen, Konfitüren und vieles mehr! Die alte Dame strahlte.

„Seht — das ist von meinem Sigismund! Auf der Karte steht: „Tausend Glückwünsche! Muß leider mit dem Nachtdampfer nach A! Dein Sigismund!“ Ja, er ist stark beschäftigt, der liebe Junge!“

„Sigismund hätte wohl ganz gut heute nachmittag mal heraufkommen können, und er hätte vielleicht auch etwas passendere Geschenke wählen können, die Mutter nötiger hatte als diesen „Gabenkorb.“

Adolphs Stimme war bitter, er kannte Sigismund nur zu gut. Sigismund, dessen Schularbeiten er ewig hatte machen müssen, dessen Prügel er stets bezogen hatte, Sigismund, der scharmante Sigismund, der gutgekleidete Sigismund, der nie seinen Schneider bezahlte, und der immer in Pensionaten wohnte, damit man ihn nicht pfänden konnte. Sigismund, der nie Steuern bezahlte, Sigismund, der eine Schar seidenraschelnder Freundinen hatte, und der überall in der Stadt reizende Diners und Soupers gab. Weiter dachte Adolph an seine eigene Dreizimmerwohnung, an Marys stark abgenutzte Kleider, das Schuhzeug der Kinder, das immer versohlt werden mußte — und auch versohlt wurde. Adolph hatte nicht mehr als die Strickjade kaufen können. Er blickte seine Mutter an, die mit entzündetem Lächeln um ihren alten Mund Sigismunds viele unnützen Geschenke tätschelte. Sie hatte seine bittere Bemerkung nicht gehört — Gott sei Dank.

Als nach acht Tagen Adolph wieder mal bei seiner Mutter einsah, klingelte es gerade. Adolph ging an die Tür. Draußen stand ein Bote mit einer Rechnung in der Hand. „Witwe Lyders, ein Gabenkorb à 50 Kronen“ stand da. Adolph wurde es schwarz vor Augen. Ein Sturm von Gefühlen überwältigte ihn. Sein erster Gedanke war der, zu seiner Mutter zu gehen und ihr schwarz auf weiß zu beweisen, was Sigismunds vielgepriesener

Scharm wert sei. Aber — wozu? Sigismund verliert ja doch nicht seinen „Scharm“ — und ich werde deswegen nicht schärmanter in den Augen meiner Mutter. Er nahm seine abgegriffene Brieftasche hervor. Seit mehreren Monaten hatte er Geld zusammengesparrt, er hatte seine Frau mit einem neuen Kleid zu ihrem Geburtstag, der in acht Tagen war, überraschen wollen — fünfzig Kronen hatte er zu diesem Zweck reserviert — Adolph senkte und bezahlte die Rechnung.

„Da war nur ein Mann, der Blumen verkaufen wollte,“ erklärte er der alten Frau, die ihm einen Pfirsich anbot.

„Du sollst auch von diesen auserlesenen Früchten kosten, mit denen mein herziger Sigismund seine alte Mutter bedacht hat — Gott — der liebe Junge — wie ist er doch gut...“

E. Durlow.

Zoko filmt.

Die Karriere eines Leierkastenaffen.

Zoko hatte Karriere gemacht, das kann man wohl sagen. Was war er denn schon Großartiges, bevor er die südlich warmen Glashäuser der Kulturabteilung der Ufa bezog? Ein Leierkasten-Affe. Ja, so nannten ihn Kinder und Erwachsene, wenn er mit seinem Herrn auf den Nummelpfählen des Berliner Nordens umherzog oder in den Hinterhöfen seine postterlichen Sprünge zeigte. Die Leute dort scheinen aber nicht besonders nett zu ihm gewesen zu sein. Wie wäre Zoko sonst ein so vollendeter Bösewicht geworden? Denn Zoko ist ein Bösewicht, ein Filmschurke comme il faut —, der finsternen Affen einer. Dieser seiner finsternen, schier gewalttätigen Charaktereigenschaft verdankt er eigentlich sein Engagement bei der Ufa. Als Dr. Ulrich A. T. Schulz für seinen Kulturfilm „Tiermimik“ ein Pendant zu einem hochbegabten, aber ausgesprochen heiter-friedlichen Mandrill brauchte, fand man Zoko in der Gegend der Schönhäuser Mäe und brachte ihn mitsamt seinem Herrn, einem in seinem „Revier“ prominenten Drehorgelspieler, nebst Gefolge nach Babelsberg. Hier heißt Zoko nicht mehr Leierkastenaffe, sondern Ahefusus, seiner Rasse entsprechend, und das schien ihm ein bißchen zu Kopf gestiegen zu sein. Einer, der den schnurrigen Affen im Atelier besucht hat, erzählt im folgenden seine Erlebnisse:

Als wir das Atelier betraten, wurde Zoko gerade aus seinem Käfig befreit. Ich muß leider gestehen, daß ich eine so unhöfliche Begrüßung selbst von einem Tierstar noch nicht erlebt hatte. Zoko fauchte mich an und fleischte die Zähne, die matellos waren, wie die eines amerikanischen Sweatheart. Dann riß er wütend an meinem Rock. Entrüstet wandte ich mich ab. Dieses Benehmen gefiel mir ganz und gar nicht. Selbst Hector, das Protobild, das hin und wieder einmal sein gläsernes Haus verlassen darf, weiß, daß es zu lächeln hat wie ein zweiter Harry Pielte, wenn Besuch von der Presse kommt. Aus But über mein Wegwenden zog Zoko der Assistentin seines Herrn fast die Schürze herunter, als das Fräulein eilig vorüberhüscheln wollte. Also auch als Schürzenjäger entpuppte sich dieser Zoko, stellte ich rasch fest. Tatsächlich, er ist der geborene Filmschurke. „Achtung! Aufnahme!“ kommandierte Dr. Schulz. Zoko wurde auf einen Kinderstuhl gesetzt, der auf einem Tisch stand. Opalblau leuchtete das Fell seines zarten Affenbauches im Schein der Aufheller und Lampen. Allmählich und ganz vorsichtig, damit das Tier nicht zu früh der grellen Helligkeit ausgeföhlt würde, verstärkte sich das Licht. Zoko beschäufete seine Augen mit der Hand, während Herr Suppe, der Kameramann, den Apparat einstellte. Zoko sollte nun mimen. Er sah zwar finster drein, aber eben noch nicht finster genug für seine „Rolle“. Erst als sich Wolpi, ein sonst durchaus gutmütiger und friedliebender Schäferhund, der Situation annahm, setzte Zokos Mienenpiel ein. Dieser Wolpi ist doch ein Tausendsassa. Ich muß noch schnell von ihm erzählen. Er hat in der Kulturabteilung die Stellung eines Hilfsregisseurs inne, und man sagt ihm



„Ich bin Zoko, der schnurrige Affe.“

(Phot.: Ufa)

würde, verstärkte sich das Licht. Zoko beschäufete seine Augen mit der Hand, während Herr Suppe, der Kameramann, den Apparat einstellte. Zoko sollte nun mimen. Er sah zwar finster drein, aber eben noch nicht finster genug für seine „Rolle“. Erst als sich Wolpi, ein sonst durchaus gutmütiger und friedliebender Schäferhund, der Situation annahm, setzte Zokos Mienenpiel ein. Dieser Wolpi ist doch ein Tausendsassa. Ich muß noch schnell von ihm erzählen. Er hat in der Kulturabteilung die Stellung eines Hilfsregisseurs inne, und man sagt ihm

nach, daß er sogar mit einer so schwierigen Dwa wie Hermine fertig geworden ist. Und das will etwas heißen, denn Hermine ist ein Stachelschwein. Also Wolfsi kam und bestellte ein- oder zweimal, und schon hagelten die furchtbarsten Beschimpfungen Jolos auf ihn hernieder, begleitet von den unbeschreiblichsten Grimassen. „Vom sichern Port läßt sich's gemächlich freiten.“ Jolo schien das zu wissen. Unter wüsten „Hil-ll-ll-ll“ und „Hö-ö-ö-ö“, Jähnefressen und Maulaufreißen brüllte der Affe dem Hund seine Meinung vom Tisch herunter. Bravo! Bravo! Dr. Schulz rieb sich die Hände, die Szene schien geraten zu sein.

Allerlei vom Film.

Neue Kulturfilme in Arbeit. Die Kulturabteilung der Ufa dreht zur Zeit eine Reihe hochinteressanter Tierzenen für ihre biologischen Filme: „Ehen im Tierreich“, „Tiermimik“ und „Unsere vierbeinigen Verwandten“ im Berliner zoologischen Garten.

Sach Notmil für zwei Ufa-Filme verpflichtet. Sach Notmil wurde für zwei neue Ufa-Filme als Architekt verpflichtet: für das neue Billan Harvey-Bustspiel „Der Bagabund vom Aequator“, mit dessen Bauten er bereits in den Ufa-Meiliers in Neubabelsberg begonnen hat, und für den Film „Das Fräulein und der Revantiner“, dessen Hauptrollen Betty Amann und Heinrich George spielen werden. Die Produktionsleitung der beiden Filme hat Günther Stapenhorst.

Wildgewordene Komparsen. Bei der von der Andreas-Hofer-Filmgesellschaft durchgeführten Verfilmung der Schlacht am Iselberg, an der etwa 3000 Tiroler Schützen und Heimwehleute teilnahmen und die den Sturm der Tiroler gegen die den Iselberg besetzenden Franzosen zeigt, spielten sich die Beteiligten so in ihre Rolle hinein, daß es zu einem regelrechten ernstlichen Handgemenge kam, in dessen Verlauf 40 Personen mehr oder weniger schwer verletzt wurden.

Eine Stadt, die von der Gefängniszelle aus verwaltet wird.

Man braucht durchaus kein großes Amtszimmer im Rathaus mit allen modernen Bequemlichkeiten, um eine Stadt zu regieren. Das ist eine Anschauung des veralteten Europa, das ja Amerika gegenüber in so vielem ungemindert rückständig ist. Man kann die Geschäfte des Bürgermeisters auch ebenso gut von einer engen Gefängniszelle aus versehen. Ein Stoß weißes Papier, ein langer Bleistift und ein Telephon genügen vollständig für die bürgermeisterliche Tätigkeit.

Zu dieser Ueberzeugung ist Herr Gills gekommen, das Stadtoberhaupt von Newburyport in Massachusetts. Und seine Stadtkinder befinden sich wohl dabei, wohlher sogar als ihr Bürgermeister. Manche gönnen ihm die zwei Monate, die er im Gefängnis abzusitzen hat, manche bedauern ihn. Das ist nicht Sache des Temperaments, sondern des Alkohols, je nachdem man naß oder trocken ist.

Herr Gills hat wider die geheiligten Bestimmungen des Alkoholgeetzes verstoßen. Das muß er nun im Gefängnis büßen. Aber die Strafe hat nichts Ehrenrühriges an sich. Man ist deshalb, weil man einen guten Tropfen liebt, den der Staat nun einmal verbietet, noch lange kein Pferdedieb. Selbst die „Trocknen“ sagen das. In der Gemeinderatssitzung von Newburyport wurde denn auch einstimmig beschlossen, daß der Herr Bürgermeister während seiner Gefängniszeit ruhig im Amte bleiben solle.

Wunderbare Lügen.

Von Alexander Arnspan.

In der Pariser Universität existiert ein symbolisches Wandgemälde. Wenn man es sich genauer ansieht, entdeckt man darin über ein Duzend Fehler gegen die „Natur“. Die Regenbogenfarben sind beispielsweise in umgekehrter Reihenfolge geordnet. Der Schatten von den Ähren fällt nicht nach der Seite, wohin er nach dem Stand der Sonne fallen müßte. Der Wind neigt den Regen nach einer Seite, während die Bäume nach der entgegengesetzten Seite weggeweht werden usw. Im Jardin de Luxembourg steht das Denkmal eines Künstler-Darstellers der Napoleonischen Zeit. Das Denkmal stellt einen Grenadier-Trommler dar. Die Zivilpassanten schauen vernünftigerweise auf das Denkmal, die Militärs lächeln dabei ironisch. Die Trommel ist nämlich beim Grenadier umgedreht, so daß er unmöglich darauf trommeln könnte. Dann noch die Säerin, die über das Feld schreitet und auf der französischen Briefmarke abgebildet ist; wie machen sich

wohl die Bauern über sie lustig; hat doch der Kunstmaler, der die Marke schuf, die Säerin den Samen gegen den Wind streuen lassen. Solche Beistpiele von Lügen in der Kunst können beliebig gehäuft werden. Die Kunst ist aus Lügen gewoben. Die Lüge entspricht einem Erfordernis der Konstruktion und des Rhythmus. Natürlich soll daraus nicht gefolgert werden, daß jede Lüge Kunst ist. Weiß Gott, nicht. Wenn die Lüge wunderbar ist — dann natürlich . . .

Im Film nimmt die Lüge ebenfalls keinen geringen Platz ein. Jedoch wird in den Filmen leider in der Regel langweilig, ohne Begeisterung und Rhythmus gelogen. Ist das nicht etwa der Grund, warum gute Bilder so selten sind? Im letzten Eich-Pommer-Film der Ufa „Die wunderbare Lüge der Nina Petrovna“ verlangte allein der aus romantischen, schlechterhaft verbundenen Begriffen zusammengekehrte Titel eine ganz besonders aufmerksame und liebevolle Behandlung. Unsere gesamte Arbeitsgemeinschaft war unter dem Bann des Wortes „wunderbar“. Wir waren alle begeistert und bemüht, uns, möglichst wundervoll zu zeigen. Jede Geste des Schauspielers, jeder Strahl von Licht und Schatten, jede Aufnahme, jeder Winkel des Zimmers bis auf die feinste Kurve, jede Falte der Uniform und der Kleider waren bis auf die feinsten Details genau durchdacht. Vielleicht war es das erste Mal, daß Militäruniformen so eindrucksvoll genau hergestellt wurden. Mit pedantischer Hartnäckigkeit waren wir hinter den Meißel mit dem Gollstock in der Hand. Wir verlangten die feinsten Proportionen und genauen Nuancierungen in der Kleidung. Es wurde erreicht, daß ein alter Militär mir sagte: „Aber die Militäruniformen waren doch bei Ihnen echt?“ Ganz Berlin wurde durchstöbert auf der Suche nach echten Requisiten, Bronze und Porzellan im Empire- und Barockstil der Petersburger Epoche. Im Offiziersstapino, wo die Offiziere auf einem echt russischen Billard spielten und der diensthabende Offizier sich bei der Zeitungslektüre langweilte, hingen Bilder der Petersburger Epoche, und Einzelheiten der Baukonstruktion waren von Motiven echter Petersburger Architekten durchdrungen.



Aus aller Welt.



Deutschland besitzt 171 Theater. Die Genossenschaft Deutscher Bühnengehöriger hat eine Statistik aufgestellt, die sich mit der Zahl, der finanziellen Basis und der Wesensart sämtlicher deutscher Theater befaßt. Die Statistik ergab, daß in Deutschland gegenwärtig 20 Theater in staatlicher, 59 Bühnen städtischer Regie, zwei Theater auf Grund von Stiftungen, 65 als Nachttheater und 25 als Wanderbühnen mit Subventionen aus öffentlichen Mitteln betrieben werden. In Deutschland sind also gegenwärtig 171 Theater in Betrieb.

Arnold Zweig dramatisiert den „Sergeant Grischa“. Arnold Zweig hat seinen erfolgreichen Roman „Sergeant Grischa“ dramatisiert; das Drama soll zu Beginn der kommenden Spielzeit als eine der ersten Premieren am Deutschen Theater in Berlin unter der Regie von Alexander Granowski zur Uraufführung kommen.

Kinder gehören nachts ins Bett. Ein 16jähriger Schüler, der kürzlich nachts betrunken durch die Straßen Chicagos schwärmte, geriet unter ein Auto und wurde getötet. Der Junge hatte die ganze Nacht getanzt, gespielt und getrunken. Auf diesen Fall hin sind 56 Eltern, deren Kinder ebenfalls das Fest besucht hatten, vor den Richter beordert worden, um sich über die Vernachlässigung ihrer Elternpflicht zu verantworten. Es wurden 33 Väter und Mütter zu hohen Geldstrafen verurteilt, während zwei Männer einige Zeit im Gefängnis über ihre Pflichten, als Eltern den Kindern gegenüber, nachdenken können.



Fröhliche Ecke.



Selbentum. „Als ich dich heiratete, Sach, bleib ich dich für mutig.“ — „Als ich dich heiratete, Maub, hielten mich alle für mutig.“

*

Der Schwur. „Schwören Sie mir, Fräulein, daß noch kein Mann Sie geküßt hat.“ — „Ich schwöre beim Haupt meines Kindes!“

*

Erklärung. Gräfe besucht alle Abende die Witwe Knoll und trinkt dort seinen Tee. „Warum heiratest du sie denn nicht“, fragt ein Freund. „Daran habe ich auch schon gedacht“, erwidert Gräfe, „aber wo soll ich dann meine Abende verbringen?“

*

Richter: „Sie stehen hier vor Gericht wegen gewohnheitsmäßiger Trunkenheit. Was haben Sie als Entschuldigung vorzubringen?“

Angeklagter: „Gewohnheitsmäßigen Durst, Herr Richter.“